

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Joachim Gerhard

Ich hole euch zurück

Ein Vater sucht in der IS-Hölle nach seinen Söhnen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

1. Als meine Söhne verschwanden	9
2. Die Wandlung	21
3. Ein erstes Lebenszeichen	45
4. Verpasste Gelegenheiten	53
5. Warum?	65
6. Das Teehaus am Ende der Welt	69
7. Die Lossagung	91
8. Die Todesnachricht	101
9. Opas Fährte	111
10. Der Widerruf	119
11. Die Verbündeten	125
12. Ausblicke und Anblicke	137
13. Spuren	145
14. Sei das Krokodil	153
15. Trennungen	165
16. Hoffnung	181
17. Warum habt ihr sie ziehen lassen?	199
18. Das ist kein Ende	209
Danksagung	223

1. ALS MEINE SÖHNE VERSCHWANDEN

Die Sonne hat ihren Zenit kaum überschritten, als sich die schwere Hotelzimmertür für mich öffnet. Mit einem leisen Klack gleitet sie aus dem Schloss, schrappt über den beige-grün gemusterten Teppich.

»Herr Gerhard«, sagt eine scheinbar körperlose Stimme mit arabischem Akzent, »treten Sie ein.« Für den Bruchteil einer Sekunde frage ich mich, ob es klug ist, einen fremden jordanischen Geheimdienstmitarbeiter in einem Hotelzimmer in Frankfurt zu treffen. Ich überlege, wer so etwas tun würde, und außer James Bond und Jason Stratham will mir einfach niemand einfallen. Ich bin aber weder Bond noch Stratham. Ich bin Joachim Gerhard, bis dato ein völlig unauffälliger und unbescholtener deutscher Staatsbürger.

Meine Söhne zogen vor einem Dreivierteljahr los, um in Syrien ihre Glaubensbrüder im Kampf für den »Islamischen Staat« zu unterstützen. Seitdem hat sich mein Leben auf eine Art gewandelt, die ich nie für möglich gehalten hätte. Mit dem Geheimdienst in Hotelzimmern zu sitzen, mit Schleusern Kaffee zu trinken, mit türkischen Polizisten an der syrischen Grenze zu verhandeln – all diese Unternehmungen standen nicht nur sprichwörtlich weit unten auf der Liste mei-

ner Vorhaben, sie standen gar nicht drauf. Mit so etwas rechnet man nicht. Ich habe mein Leben lang gearbeitet, mir ein kleines, erfolgreiches Unternehmen aufgebaut, geheiratet, Kinder großgezogen. Die Kinder, die mir nun auf so furchtbare Art abhandengekommen sind. Doch ich kann und will mich damit nicht abfinden. Ich werde mich weder von meinen Söhnen lossagen, noch in eine Ecke verkriechen und still vor mich hin leiden. Das ist so überhaupt nicht mein Ding. Meine Jungs sind gute Jungs. Ich will nichts entschuldigen oder verharmlosen, und sie werden für alles geradestehen, aber erst müssen sie wieder hier sein, bei mir, zu Hause, und ich soll verflucht sein, wenn ich nicht alles tue, um meine Söhne zurückzuholen.

Bislang war ich nicht erfolgreich. Dieses Treffen hier in dem Hotel ist wieder einmal mit der Hoffnung verbunden, meinen Kindern einen Schritt näher zu kommen.

Entschlossen reiche ich dem Jordanier, der freundlich lächelnd auf mich zukommt, meine etwas schwitzige Hand. Kräftige Finger umschließen sie und drücken fest zu.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen«, sagt er strahlend und entblößt dabei zwei Reihen makellos weißer Zähne. Er spricht jetzt Arabisch, und natürlich verstehe ich kein Wort, ich spreche ja noch nicht einmal richtig Englisch. Mehmet, der mich wie bei allen meinen Reisen und Begegnungen begleitet und inzwi-

schen ein unverzichtbarer Freund geworden ist, übersetzt schnell.

»Ich hoffe, dass Sie mir helfen können«, sage ich etwas unbeholfen, aber bestimmt. Der Jordanier ist ein Bekannter des Chefs von Mehmet, den ich seit Jahren kenne. Schon kurz nach der Abreise meiner Kinder vertraute ich ihm an, was passiert war. Der Kontakt zum Jordanier ist ein Gefallen, um den ich nie bitten würde, für den ich aber umso dankbarer bin. Ein Geheimdienst wird meine Kinder ja wohl ausfindig machen können, Krieg hin oder her.

»Das hoffe ich auch, Herr Gerhard«, übersetzt Mehmet. Gemeinsam sehen wir zu Said, so stellt sich der Geheimdienstmitarbeiter vor, auf. Er ist wirklich unglaublich groß, so wie sie in Hollywoodfilmen auch immer sind, lächelt mild und deutet auf einen gepolsterten Sessel.

»Nehmen Sie Platz. Möchten Sie einen Tee?« Ich nicke und setze mich, stütze die Ellenbogen auf die Knie und verschränke meine Finger ineinander. Dampfen der Tee in einer Tasse aus weißem Porzellan verströmt einen vertrauten Geruch. So riecht es auch immer, wenn ich im Teehaus sitze, in der Türkei, in Gaziantep. Und warte, sehnsüchtig warte, dass meine Söhne über die Grenze zu Syrien spazieren und direkt in meine offenen Arme laufen, so als hätten wir uns gestern und nicht vor einem halben Jahr das letzte Mal gesehen.

Wütend schlucke ich die Trauer und Verzweiflung

hinunter, zumindest versuche ich es. In letzter Zeit gelingt mir das nicht immer.

Said beginnt sofort, recht aufgebracht zu sprechen. Ich werfe Mehmet fragende Blicke zu, doch der nickt nur und sieht besorgt zur Tür.

»Was?«, frage ich nervös. Mittlerweile schaue auch ich immer wieder in Richtung Tür, obwohl ich überhaupt nicht begreife, warum. Mehmet bedeutet mir mit der flachen Hand, noch kurz zu warten. Als Said's Redefluss endet, übersetzt Mehmet nahezu hektisch, was ihm berichtet wurde.

»Der Verfassungsschutz war hier.« Sofort falle ich ihm ins Wort.

»Im Hotel?«

»Warte, ich erzähl es dir ja. Der Verfassungsschutz war hier, im Hotel. Mit zehn oder fünfzehn Leuten. Sie haben gefragt, wie oft ihr euch trefft.«

»Der Verfassungsschutz hat ...«

Mehmet unterbricht meine Unterbrechung.

»Achim, Mensch, nun hör doch zu. Said weiß nicht, woher die die Informationen haben, dass du dich hier mit ihm treffen willst. Die sind zur Rezeption und haben ihre Ausweise vorgezeigt und verlangt, dass man ihnen erzählt, wie oft ihr euch trefft. Natürlich haben die Angestellten gesagt, dass sie darüber keine Auskunft geben können.«

»Das will ich auch meinen«, murmele ich und hebe sofort entschuldigend die Hände. »Erzähl weiter.«

»Also. Die an der Lobby haben nur gesagt, dass Said schon hier ist, und dass du noch nicht angereist bist, und dass es nicht Sache des Hotels ist, zu wissen oder darüber zu sprechen, ob ihr euch überhaupt kennt und wie oft ihr hier seid. Die haben gesagt, ihr seid beide sehr gute Kunden und waren wohl auch ein wenig echauffiert, dass man so etwas überhaupt zu fragen wagt. Auf jeden Fall hat dann eine an der Rezeption Said angerufen und ihm erzählt, was gerade passiert.«

»Und er ist dann runter?«, frage ich feixend.

»Natürlich ist er runter«, sprudelt es aus Mehmet heraus, »und dann hat er ihnen den Marsch geblasen. Was ihnen einfiel. Und was sie für ein Verfassungsschutz seien, der so schlampig arbeitet.« Man sollte meinen, dass ein Verfassungsschutz in der Lage ist herauszufinden, ob sich zwei Menschen kennen und wie oft sie sich schon getroffen haben. Telefonisch stehen der Jordanier und ich schon seit Wochen in Kontakt. In Telefonkonferenzen mit Mehmet umrissen wir grob, worum es geht, wer ich bin und wer meine Kinder sind. Der jordanische Geheimdienst weiß vermutlich mittlerweile mehr über mich als mein eigener. Ich lache herzhaft.

»Und dann?«, frage ich, als ich wieder Luft bekomme.

»Dann sind sie wieder gegangen.« Mehmet schnalzt mit der Zunge. »Aber Said wollte, dass du weißt, dass die dich auf dem Kieker haben.«

»Das ist keine große Überraschung«, ich schmunzle. Früher hat sich kaum jemand dafür interessiert, mit wem ich meine Nachmittage verbringe, heute setzen sie eine ganze Polizeistaffel auf mich an. Vielleicht bin ich ja schon ein bisschen wie James Bond, denke ich und atme tief ein.

Doch mit einer Frage kippt meine Stimmung so schnell, dass man es mit einem einfachen Augenblinzeln verpasst hätte. »Said möchte, dass du ihm genau erzählst, was mit deinen Söhnen passiert ist«, sagt Mehmet. Ich nicke. Danach starre ich noch ein wenig auf den Boden, den Teppich und das Muster, ohne es zu sehen. Meine Augen sind dieser Tage wie eine Milchglasscheibe, durch die kaum etwas dringt. Nur das blinkende Display meines Smartphones zerbricht den nebligen Schleier immer wieder, weil trotz allem die Hoffnung, dass es Lukas oder Jonas sind, die dort leuchten, nicht sterben will.

Ich ziehe Fotos aus meiner Jackentasche.

»Das ist Jonas«, sage ich und zeige auf sein fröhliches Gesicht, »und das ist mein Jüngster, Lukas.« Ich schlucke, und das Papier tanzt zwischen meinen Fingern. Sie müssen sich beide wirklich nicht verstecken. Jonas mit seinem markanten Gesicht, den frechen blonden Haaren, die so oft über die himmelblauen Augen fallen. Die hat er von mir. Die breiten, verschmitzten Lippen hingegen von seiner Mutter. Lukas hat dunklere Haare, dunklere Augen, vollere Wangen. Die Lippen

sind schmaler, wie meine. Und der Kinnbart lässt ihn immer ein kleines bisschen älter aussehen als seinen großen Bruder.

»Er sagt, sie sehen aus wie gute Jungs«, wenn Mehmet übersetzt, fühlt es sich immer so an, als würde ich einen Film mit Untertiteln gucken. Die fragenden Gesichter, die Sorgen, das Mitleid sind schwer zu deuten, wenn man die begleitenden Worte erst etwas zeitversetzt versteht. Said schaut mich kurz an und redet dann weiter. Der Singsang, den er über den Couchtisch in meine Richtung spricht, fühlt sich weit weg an, so weit wie meine Kinder. Seit sie knapp viertausend Kilometer von mir entfernt sind, ist nichts mehr nah.

»Er möchte wissen, wie und wann sie verschwunden sind«, höre ich Mehments sanfte Stimme.

»Natürlich«, erwidere ich noch, bevor das Hotelzimmer vor meinen Augen verschwimmt und mein Büro an seiner statt derart real und präsent wird, dass ich meine, den Kalender an der Wand berühren zu können. Das kleine, rote Plastikschiebeding sagt, dass Sonntag ist. Sonntag, der 2. November 2014.

»Ich arbeite oft am Wochenende«, sage ich erklärend. »Dann klingelte das Telefon, Ursula war dran. Ursula ist meine Frau, aber wir leben schon lange voneinander getrennt. Sie ist die Mutter der beiden. Wir haben ein recht gutes Verhältnis, auch nachdem die Beziehung in die Brüche ging. Das war uns immer wichtig. Dass wir eine Familie bleiben.« Said nickt konzentriert.

»Was hat Ursula am Telefon gesagt, Achim?«, fragt Mehmet.

»Sie hat gesagt, dass Luke und Jo weg sind. Dass sie nach Syrien gegangen sind und nicht wiederkommen. Ich habe das natürlich für ausgemachten Unsinn gehalten. Sie hatten sich doch mein Auto ausgeliehen, um zu Freunden nach Wien zu fahren. Und trotzdem habe ich angerufen. Irgendwie war ein Teil von mir beunruhigt, obwohl ich das alles nicht glauben konnte. Man denkt sich so etwas doch auch nicht aus, ging mir durch den Kopf, aber gleichzeitig war es eine so extrem absurde Vorstellung. Ich wählte Lukas' Nummer, aber Jonas ging ran. Ich fragte, was es mit irgendwelchen Abschiedsbriefen, die meine Frau erwähnte, und Syrien auf sich habe. Und er sagte, dass Lukas gerade in der Tankstelle bezahle, dass sie Dienstag wieder da wären und dann alles erklären würden. Das hat mich im ersten Moment enorm beruhigt. Die Zweifel, ob es doch wahr sein könnte, waren mit einem Schlag verflogen. Wenn man eine schlechte Nachricht bekommt, eine Information, die so unfassbar ist, dann kann schon so etwas Einfaches wie eine Stimme alles ein Stückchen besser machen, wenigstens für den Moment.« So viele Tränen laufen über mein Gesicht, dass es aussehen muss, als sei ich durch den Regen gelaufen. Die Sonne bricht durch ein Fenster, und ich denke, dass James Bond und Jason Stratham nie weinen. Wenigstens nicht so, dass man es sieht.

»Als meine Frau in meinem Büro eintraf, hatte sie Maria, Jonas' langjährige Freundin, bei sich. Maria und Jo waren unzertrennlich gewesen. Nun stand sie dort, ohne ihn, in ihrer olivfarbenen Jacke, die langen Haare zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Mit herunterhängenden Schultern und roten verweinten Augen hielt sie mir einen Brief entgegen. Drei Seiten in krakeliger Handschrift. Die Sätze drangen nicht bis in mein Bewusstsein durch, ich sah nur immer wieder das Wort *Allah*. Und *Papa* stand dort, immer wieder. Papa, so nennen sie mich, auch wenn das für andere Jungs in ihrem Alter zu uncool wäre.«

Ich erinnere mich genau daran, wie bei mir damals langsam die Gewissheit durchsickerte, dass es wahr war. Meine Söhne waren tatsächlich weg. Nach Syrien. In die IS-Hölle. Es ist schwer zu beschreiben, was im ersten Moment in einem Vater vorgeht, der erfährt, dass seine Kinder ihn verlassen haben, um für die falsche Sache in den nahezu sicheren Tod zu rennen. Ich denke, Ohnmacht beschreibt es am besten. Die innere Ohnmacht war so übermächtig, dass ich wünschte, ich könnte einfach richtig das Bewusstsein verlieren und es erst wiedererlangen, wenn alles so wäre wie vor der Nachricht. Aber ich blieb bei Sinnen, und für mich begann eine neue Zeitrechnung: vor dem Verschwinden und nach dem Verschwinden meiner Söhne.

»Ich rief wieder an bei meinem ältesten Sohn, und danach noch einmal und noch mal, aber keiner nahm den Anruf entgegen. Maria erzählte uns, dass sie seit einem Monat von Jonas getrennt sei, dass sie den Brief in der Post in ihrer ehemals gemeinsamen Wohnung gefunden habe. Ich fragte nicht weiter nach. Es gab so viel Wichtigeres.«

Mehmet übersetzte tonlos, und Said hörte gespannt zu. »Wir wählten die Nummer der Polizei, man bat uns, sofort aufs Revier zu kommen. Von dort fuhren wir gemeinsam zu dem weiß gestrichenen Sechsfamilienhaus, in dem meine Söhne wohnten. Es gehört mir, das machte die Sache einfacher.

Zuerst betraten wir mit den Beamten zusammen Lukas' Wohnung. Es sah aus, als wäre er kurz zum Einkaufen weg. Die Räume waren nur mit dem Nötigsten eingerichtet, mein Sohn, der Minimalist. Alles stand genauso dort wie bei meinem letzten Besuch. Auf dem Tisch in der Küche gammelte ein Teller mit Essen vor sich hin. Ich ging hinüber und stocherte in den matschigen Nudeln. Ein Beamter zuckte mit den Schultern. Dann gingen wir in Jonas' Wohnung. Sie war komplett leer. Nicht ein Möbelstück war noch da.«